Marie Luise Kaschnitz: *Ja, mein Engel*

Von Michaela Holdenried

Für diese Kurzgeschichte, die zuerst in *Westermanns Monatshefte* 105 erschien, erhielt Kaschnitz den Georg-Mackensen-Preis für die beste deutsche Kurzgeschichte des Jahres 1964. Sie wurde dann in die späte Sammlung *Ferngespräche* (1966) aufgenommen, nach Pulver ein »später Höhepunkt der Kurzgeschichte«[1] und zugleich ein »Spätling«[2], sowohl in Bezug auf das, was die Kurzgeschichte als Gattung anbelangt, wie auch in ihrer persönlichen Bedeutung für die Autorin.

Mit der Überschrift scheint das bedingungslose »Ja« einer Liebesgeschichte gesetzt zu sein. Zustimmung, Verklärung und Unterwerfung sind seine spiegelnden Facetten, die in der Geschichte auf eine bedrückende Weise entfaltet werden. Die Erwartung, dass damit einmal mehr das von der Autorin vielfach variierte Thema der Geschlechterbeziehungen angeschlagen wird, konterkariert bereits der erste Abschnitt des Textes. Verwirrenderweise wird die Liebe als ein wichtiges thematisches Geflecht hier um eine Arabeske bereichert, die in mancher Hinsicht kontrapunktisch zu ihren früheren Erzählungen wirkt. Konnte Inge Stephan zu Recht die Frage nach der Liebe als weiblicher Bestimmung im Werk Kaschnitz' stellen,[3] so wird hier das Illusorische und (Selbst-)Zerstörerische einer auf dem völligen Verzicht basierenden Liebesbeziehung am Beispiel zweier Frauen geschildert. Um Missverständnissen vorzubeugen: Sicher war Kaschnitz weit davon entfernt, eine gleichgeschlechtliche Beziehung thematisieren zu wollen. Doch entwickelt sie das Zugrunderichtende einer einseitigen, verzweifelt nach Erfüllung suchenden Liebe entgegen ihrem sonstigen Grundmuster nicht zufällig am Verhältnis zwischen einer alten Frau und ihrer jungen Mieterin. Entgegen der völlig

© 2007 Philipp Reclam jun., Stuttgart.

einschichtigen undmoralinhaltigen Deutung Östbös, der ausschließlich eine Mutter-Tochter-Beziehung darin sehen will, dürfen die durchaus vorhandenen Komponenten einer ›echten‹ Liebesbeziehung keineswegs außer Acht gelassen werden. Möglicherweise wird durch diese Art der Verfremdung die kritische Sicht der Autorin auf zeitgenössische Formen des Liebesdiskurses nur umso deutlicher.

»Genau heute vor fünf Jahren habe ich die Anzeige in die Zeitung gesetzt.« (284) – Mit der betonten Genauigkeit der Erinnerung setzt der Bericht ein und behauptet damit unterschwellig, das Geschehene kontrolliert zu haben. Das Folgende widerspricht dem aber in jeder Hinsicht. Nicht nur die im Lauf der Geschichte immer stärker sichtbar werdende Hinfälligkeit der alten Frau, deren Bericht wir vor uns haben, sondern auch deren jahrelange Zurichtung zum Tode entwerten im Lauf ihrer Enthüllung die Berichtform als letzte Bastion einer Selbstbehauptung. »Eine ruhige, gebildete Mieterin« (284) sucht die Ich-Figur, eine Witwe mit offenbar bescheidenem Einkommen, deren Beweggründe für die Vermietung dennoch nicht in erster Linie finanzieller Natur sind. Vielmehr wird die Bereitschaft zum Verzicht auf eines ihrer drei Zimmer gekoppelt an eine zunächst vage Erwartung des »Gefallens«: Andere Bewerberinnen werden abgewiesen, »weil ich immer meinte, es könnte noch eine kommen, die mir besser gefiele«. (284) »Schön wie ein Engel« (284) erscheint das Fräulein der kinderlos gebliebenen Witwe denn auch; mit »Engelshaar« (285) und dem Namen Eva wird die Überhöhung ins Mythische komplettiert.

Wenn Pulver zur Struktur der Kurzgeschichte bei Kaschnitz darauf verweist, dass das Grundmuster der Begegnung zweier Menschen »als ein auslösendes und veränderndes Element«[4] im Zentrum steht, und dass dieser Begegnung nach Doderer ein elementares Moment der »Störung« innewohne,[5] so gilt dies durch die quälend langsame Entfaltung der Verdrängung der alten Frau aus ihrem eigenen Leben in der vorliegenden Kurzgeschichte in besonderem Maße. Die Landnahme der Mieterin, die als

 © 2007 Philipp Reclam jun., Stuttgart.